Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 180. **Montag** den 10. April 1899. **93. Jahrgang.**

Der neue Vertragsbruch auf Samoa.

v. Aus Apia sind neue Meldungen des „Reuter'schen Bureaus" eingetroffen, die wir im gestrigen Morgenblatt ausführlich wiedergaben. Obwohl diese Berichterstattung in ausgesprochen deutschfeindlichen Händen liegt und zu Ungunsten der deutschen Beamten auf Samoa gefärbt ist, läßt sie doch deutlich erkennen, daß bei den jüngsten Wirren wieder die ganze Schuld auf englisch-amerikanischer Seite liegt. Die Berichte entsprechen im Wesentlichen der amtlichen Kabelmeldung unseres Generalconsuls Rose, d. h. den Thatsachen. Es kann sich also nur noch um unwesentliche Einzelheiten handeln, um derentwillen man umfassende amtliche Berichte aller drei Consuln abwarten müßte. Sie würden höchstens noch verwischen können, was an den Reuter'schen Meldungen antideutscher Anstrich ist. Schon jetzt kann man sich ein annähernd objectives Bild von den Vorgängen machen. Es ist das einer absoluten Anarchie auf Samoa, herbeigeführt durch die Consuln und Schiffscapitäne Englands und der Vereinigten Staaten, gipfelnd in einem neuen brutalen Vertragsbruch und einer neuen unerhörten Vergewaltigung der deutschen Rechte und ihrer Vertreter.

Nicht nur, daß die Engländer und Amerikaner im Bunde mit den Tanuleuten Mataafe gezwungen haben, die Stadt, die sie bombardirten, zu verlassen, sie haben auch mit dem üblichen Ceremoniell den unmündigen Tanu als König proclamirt und gekrönt und unter den Klängen der amerikanischen Schiffscapelle durch die Stadt geführt. Aber nicht genug damit, um das Rechtsgefühl der Eingeborenen zu beschwichtigen, hat der amerikanische Admiral Kautz in einer Proclamation bekannt gegeben, auch der deutsche Consul und der Commandant des „Falke" haben der Absetzung Mataafa's und der Krönung Tanu's zugestimmt. Und mehr noch! Die Gegenproclamation Rose's, in welcher dieser erklärt, Mataafa's provisorische Regierung, die den sämmtlichen Consuln anerkannt war, auch weiterhin anerkennen zu müssen, da der gemeinsam gefaßte Beschluß laut Samoacte nur durch einen gemeinsamen Beschluß außer Kraft gesetzt werden könne — eine Proclamation also, welche die Behauptung des Herrn Kautz, Tanu sei mit Wissen und Willen der deutschen Vertreter eingesetzt, als unwahr erweist, diese Proclamation wird in dem Reuter'schen Bericht als eine schwere Beleidigung des amerikanischen Admirals und als Anlaß des Blutvergießens gebrandmarkt. Das heißt doch alle Logik auf den Kopf stellen und Wirkung und Ursache verwechseln. Der Protest war eine Wirkung des englisch-amerikanischen Vertragsbruches und das gegenwärtige Durcheinander ist wieder eine Folge von diesem. So liegen die Dinge!

Dieser Sachlage gegenüber hat auch die deutsche Reichsregierung die Augen nicht länger verschließen können. Sie hat in anerkennenswerther Weise einen ungweideutigen formellen Protest nach London und Washington gerichtet, in welchem sie von dem Worte Vertragsbruch nicht zurückschreckt und darauf besteht, daß das Vorgehen der Engländer und Amerikaner kein fait accompli bedeute. Hoffentlich täuscht sich die officiöse „Nordd. Allg. Ztg." nicht, wenn sie schreibt, die neuesten Erklärungen der betheiligten Regierungen ließen keinen Zweifel darüber, daß sie sich auf vertragsmäßigen Boden stellen, also ihre Vertreter desavouirten werden.

Aber damit allein kann es nicht gethan sein. Abgesehen von dem einseitigen und gewaltsamen Vorgehen der antideutschen Partei auf Samoa, hat der amerikanische Admiral sich directer Uebergriffe gegen Deutschland erdreistet. Einmal hat er dem Capitän des „Falke" befohlen, dazubleiben und bereit zu sein, seinen Landsleuten zu helfen, worauf der „Falke" dableiben mußte, und dann hat Kautz den „Falke" gezwungen, sich innerhalb des Hafeneinganges aus dem Wege zu begeben, damit die englischen und amerikanischen Schiffe Apia beschießen könnten. Herr Kautz hat dem Commandanten eines deutschen Kriegsschiffes überhaupt nichts zu befehlen und er würde es auch nicht gewagt haben, wenn er sich nicht in der Uebermacht gewußt hätte. Dieser mußte der „Falke" weichen. Der Befehl Kautz's war also abermals ein Gewaltact, eine direct feindliche Handlung gegen Deutschland. Die Ehre der deutschen Flagge ist hierdurch angetastet und dies fordert Sühne! Wir erwarten von unserer deutschen Reichsregierung, daß sie uns Genugthuung schafft oder doch zu schaffen nichts unversucht läßt, sobald der Vorfall vollkommen aufgeklärt ist.

Mit Genugthuung sehen wir, daß jetzt auch der Theil der deutschen Presse, welcher bisher in der Vorsicht den besseren Theil des Muthes gesehen und es für selbstverständlich gehalten, daß wir für unser Dasein auf Samoa England und Amerika um Verzeihung bitten, in Harnisch geräth und das Recht Deutschlands mit Nachdruck zur Geltung gebracht wissen will. Möchte man auf dieser Seite nur auch zu der für alle Sehenwollenden sonnenklaren Einsicht gelangen, daß es höchste Zeit ist, den jüngsten englandfreundlichen Curs wieder zu ändern. Am Sonnabend wurde gemeldet, England habe mit dem König der Freundschaftsinseln einen Vertrag geschlossen; wie jetzt aus New York gekabelt wird, handelt es sich um eine Besitznahme des Archipels durch England. Selbst in Amerika wird dieser Schritt des uns „befreundeten" Nachbarreiches als wenig freundschaftlich gegen Deutschland angesehen. Von deutschen Blättern sind uns bis jetzt nur wenige zu Gesicht bekommen, die dasselbe sagen.

Dann aber noch Eins! Lediglich die maritime Uebermacht Englands ist es, die uns zwingt, vorsichtiger und zurückhaltender aufzutreten, als unsere nationale Würde es uns gestattet. Die Lehre, die sich hieraus mit zwingender Gewalt ergiebt, ist die: Stärken wir unsere Macht zur See so, daß wir selbst, gegebenen Falles im Bunde mit Anderen stark genug sind, England auch auf dem Meere die Stirn zu bieten. Im Hafen von Apia sind wir ja geradezu kläglich vertreten. Der „Falke", das einzige deutsche Schiff vor Samoa, konnte sich gegen die Uebermacht nicht wehren; er ist ein kleines Schiff von 1790 Tonnen Deplacement, hat Maschinen von 2900 Pferdekräften, Zwillingsschrauben und eine Fahrgeschwindigkeit von 16 Seemeilen. Er gehört zur Classe der kleinen Kreuzer, speciell derjenigen, die zum politischen Dienst auf überseeischen Stationen Verwendung finden und deren Gefechtskraft nur eine sehr begrenzte ist. Das Schiff führt 8 Schnellfeuergeschütze von 10,5 cm Kaliber, 5 Maschinengewehre und 2 Torpedorohre. Irgend welchen Panzerschutz, sei es auch nur in der Form eines inneren horizontalen Panzerdecks, besitzt das Schiff nicht.

So kann es doch unmöglich weiter gehen. Allerdings ist der Anfang zur Schöpfung einer ansehnlichen deutschen Flotte vor Kurzem gemacht worden, aber, abgesehen davon, daß wir viel zu lange damit gesäumt haben, es hieße nichts gethan haben, wollen wir glauben, wir hätten schon genug gethan. In Samoa hat man es einmal versucht, uns als quantités négligeables anzusehen, man wird den Versuch wiederholen dort, wo es sich um mehr als das Wischen Südseeinsel handelt. Für solche Fälle müssen wir gerüstet sein und dazu bedarf es eben einer mächtigen, auch England imponirenden Flotte. Unsere wirthschaftlichen Interessen weisen uns hinaus auf die fernen Meere, dort liegt Deutschlands Zukunft. Aber gerade auf dem Weltmeere will England unsere Wege kreuzen. Möchte der Samoazwischenfall darüber bei Niemandem mehr einen Zweifel gelassen haben, und möchten alle Parteien daraus die Consequenzen ziehen!

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. April.

Rußland ist von jeher die bête noire der deutschen Socialdemokratie, speciell Liebknecht's, und es genießt, wenigstens seit den unter dem letztverstorbenen Zaren ergangenen Maßregeln gegen die Juden, den ganzen Haß unserer Freisinnigen. Wenn es aber gilt, Deutschland etwas anzuhängen, dann verschlägt es der einen wie der andern Partei nichts, auch das „despotische Rußland" gegen das eigene Land auszuspielen. So sehen wir denn, wie der „Vorwärts" und Berliner freisinnige Blätter Tag für Tag den Zaren gegen den Münchner Professor Freiherrn von Stengel „in Schutz nehmen", der „Vorwärts" noch dazu in Redewendungen, die einer Anklageschrift wegen Majestätsbeleidigung entnommen sein könnten. Gleichzeitig und über Herrn v. Stengel hinauszielend bemüht sich das socialdemokratische Organ mit der Erbringung des Beweises, daß Rußland gar nicht anders könne, als gegen Deutschland diplomatisch vorzugehen. Von einem von der Ehre Rußlands gebotenen Krieg spricht der „Vorwärts" nicht, weil diesmal zufällig die Friedensconferenz ist, die als Vorwand zu dem Versuch der Aufreizung eines fremden Staates gegen Deutschland herhalten muß. Frhr. v. Stengel, wir haben das gemeldet, ist einer der deutschen Abgesandten für die Conferenz im Haag und er hat, natürlich vor seiner Berufung zu dieser Function, eine Schrift veröffentlicht, die den ewigen Frieden in dem Bereich der Träume sieht und die Ueberzeugung ausspricht, daß ihn auch die Friedensconferenz dort belassen werde. (Wir werden auf diese Schrift in einer der nächsten Nummern noch näher eingehen.) Nun aber hat kein Mensch jemals geglaubt, daß das Zarenmanifest und die durch ihn angeregten Berathungen den Krieg aus der Welt schaffen würden. Der Zar am wenigsten, und die Rüstungen, die Kaiser Nicolaus unmittelbar vor jener Kundgebung und nach derselben anbefahlen, sind eine weit gewichtigere Thatsache als das Erscheinen der Stengel'schen Schrift, die der „Vorwärts" partout als eine „Verhöhnung des Zaren" angesehen wissen will. Was aber die Conferenz vielleicht erreichen kann, nämlich eine Milderung der Schrecken des Krieges, das ist nichts, was nicht auch Freiherr v. Stengel wünschte. Wenn gesagt wird, mit der Entsendung dieses Gelehrten sei der „Bock zum Gärtner" gemacht, so fragen wir, wo die deutsche Regierung den Mann hätte finden sollen, der im Haag den Garten des ewigen Friedens zu pflegen geneigt und geeignet gewesen wäre. In Herrn Liebknecht, der einen Anspruch Frankreichs auf Elsaß-Lothringen anerkennt und somit den Boden der noch immer größten europäischen Kriegsgefahr düngen hilft, sicher nicht. Wenn aber nicht einmal ein Anhänger der internationalen Socialdemokratie zur Verwirklichung der — bekanntlich dem Vorschlag des Zaren nicht zu Grunde liegenden — Idee zu gebrauchen ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß in den Kreisen der rückständigen Bourgeoisie kein geeigneter zu ermitteln ist. Uebrigens haben wir nichts dagegen, wenn die Socialdemokratie eine unter der Führung Liebknecht's stehende Abordnung nach Petersburg schicken, um den weißen Zaren wegen der Schrift des Freiherrn v. Stengel um Verzeihung zu bitten. Möglicherweise setzt es Liebknecht bei dieser Gelegenheit durch, daß der nächste internationale Socialistencongreß irgendwo in Sibirien abgehalten werden darf.

Die Mitglieder des engeren Vorstandes des **Bundes der Landwirthe**, die Abgg. Frhr. v. Wangenheim, Dr. Hahn und Genossen, haben sich der Abstimmung über das **Jesuitengesetz** enthalten. Mehr Befremden noch als diese „Neutralität" erregte aber die eigenthümliche Begründung, die diese Herren in der klerikalen „Köln. Volksztg." veröffentlicht haben. Sie sagten, da der Bund ebensowohl in katholischen als evangelischen Kreisen Mitglieder habe, so waren die Bundesmitglieder „verpflichtet", in dieser confessionellen Sache einen neutralen Standpunct einzunehmen. Diese Erklärung muß ihnen aber wohl selbst nun als gar zu dürftig erschienen sein, denn das Bundesorgan sieht sich veranlaßt, eine neue zu geben, nämlich: die Jesuitenangelegenheit sei eine „formalpolitische" Frage; solche Frage hätte früher im Vordergrunde gestanden, als es galt, den mit „Blut und Eisen zusammengeschweißten" Reichsbau zu erhalten, jetzt aber ständen die wirthschaftlichen Fragen im Vordergrund. So berechtigt im jungen deutschen Reiche vor der heutigen verhängnißvollen wirthschaftlichen Entwickelung die Parole gewesen: Bindung in allen formalpolitischen, Freiheit in allen wirthschaftlichen Fragen, ebenso berechtigt sei heute die agrarische Forderung: Bindung in allen wirthschaftlichen, Freiheit in allen formalpolitischen Fragen! Auch diese Beschönigung ist völlig verfehlt. Eine solche Auffassung der staatsbürgerlichen Pflichten von Wählern und Gewählten muß unweigerlich in kürzester Frist die constitutionellen Grundlagen zerstören. Nicht nur für die ersten Anfänge des Reiches, sondern für seine Dauer war Artikel 29 der Verfassung bestimmt, worin die Begründer des Reiches, zu denen auch Fürst Bismarck gehört, mit Vorbedacht geschrieben hatten, daß die Mitglieder des Reichstags Vertreter des gesammten Volkes und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden sein sollen. Der Volksvertreter soll aus freier Ueberzeugung und unabhängigem Pflichtbewußtsein entscheiden; diese Grundsätze sind im „jungen deutschen Reiche" stets in Ehren gehalten worden, und es ist nicht zutreffend, daß damals „Bindung in formalpolitischen Fragen" Princip gewesen sei. Das wird jetzt behauptet, nur um in irreführender Antithese neue Parolen ausgeben und damit eine Politik, wie die Stimmenthaltung bei dem Jesuitengesetz, begründen zu können. Es freut uns, aus den fortgesetzt nöthig werdenden Erklärungen der Bundesvertretung entnehmen zu können, wie tief die gerechte Erbitterung im Lande ist.

Einiges Aufsehen hat die seltsame Haltung erregt, welche neuerdings das Berliner Organ der freiconservativen Partei, die „Post", zu der **Canalfrage** eingenommen hat. Das Blatt behauptet, ohne zu sagen, woher es seine Wissenschaft bezogen, daß die Landwirthe von Westfalen, Hannover, Sachsen, wahrscheinlich auch Hessen und Thüringen, gegen den Canal seien, und daß sie zu mindest verlangen, „daß das Canalunternehmen so lange ausgesetzt werde, bis ihnen bei der Erneuerung der Handelsverträge ein wirksamerer Schutz ihrer Erzeugnisse gegen ausländische Concurrenz gesichert sein werde." In freisinnigen Blättern wird hinter dieser Auffassung der neue Präsident der Gerhandlung Frhr. v. Zedlitz, und hinter diesem wieder der Finanzminister Dr. v. Miquel gesucht. Die „Kath. Corresp." bemerkt dazu: Wir sehen im Gegentheil in diesen Auslassungen der „Post" lediglich die bekannten schlesischen Stimmungen. Was die Auffassung an der Spitze des Finanzministeriums und im Vicepräsidium des preußischen Staatsministeriums anlangt, so wissen wir bestimmt, daß man nicht daran denkt, mit solchen Argumenten dem großen Culturwerk, das zu vollenden der sehnlichste Wunsch des Kaisers ist, die Wege zu verlegen. Im Gegentheil, wir glauben bestimmt zu wissen, daß man gerade an dieser Stelle schwere Besorgnisse gehegt hat, es könnten die landwirthschaftlichen Interessen gegen den Canalbau factiös mobil gemacht werden, mit dem Schlagwort: entweder zollpolitische Garantien oder Aufschub des Canalbaues bis nach Ablauf der Handelsverträge — wodurch eine neue Verbitterung und neue Gegensätze in die Parteien hineingetragen würden, auf deren Zusammenhalt der preußische Staat angewiesen sei.

Mit Rücksicht auf die nunmehr ergangene Einladung zur **Haager Friedensconferenz** erscheint es zweckmäßig, an das von Rußland für dieselbe aufgestellte Programm zu erinnern. Das zweite Rundschreiben des Grafen Murawjew an die Vertreter der Mächte in St. Petersburg in Betreff der Abrüstungsfrage faßt das der internationalen Friedensconferenz zu unterbreitende Berathungs-Programm in nachstehenden acht Hauptthemen zusammen:

1) Ein Einvernehmen, welches die Nichtvermehrung des gegenwärtigen Effectivstandes der Land- und Seestreitkräfte, sowie der hierauf bezüglichen Kriegsbudgets für eine festzusetzende Zeit stipulirt, und vorläufiges Studium der Wege, auf welchen sich überdies in der Zukunft eine Herabsetzung des Effectivstandes und der oberwähnten Budgets verwirklichen ließe;

2) das Verbot, sowohl in den Armeen und Flotten was immer für neue Schußwaffen und neue Explosivstoffe einzuführen, als auch die bereits in Verwendung stehenden explodirenden Geschosse für Gewehre und Kanonen weiterhin anzuwenden;

3) die Beschränkung der Anwendung von bereits vorhandenen Explosivstoffen von furchtbarer Wirkung in Kriegen zu Lande und das Verbot, Geschosse oder Explosivstoffe irgend welcher Art von einem Ballon aus oder in ähnlicher Weise zu verwenden;

4) das Verbot, in Seekriegen unterseeische Torpedoboote, Taucher oder ähnliche Zerstörungsmaschinen zu verwenden, und die Verpflichtung, in Zukunft keine Sporn-Kriegsschiffe mehr zu bauen;

5) die Anpassung der Bestimmungen der Genfer Convention vom Jahre 1864 für Seekriege auf Grund der Zusatzartikel vom Jahre 1868;

6) die Erklärung, daß die während oder nach den Seeschlachten mit der Bergung der Schiffbrüchigen beschäftigten Schiffe und Schaluppen aus demselben Titel neutral seien;

Feuilleton.

19]

Senzi.

Roman von M. Immisch.

Nachdruck verboten.

„Ja, ich glaube es selbst, nein, ich weiß, daß Sie Recht haben", sagte der Hofrath mit tiefem Ernst. „Sie wird mit Ihnen gehen, aber eben so sicher ist, daß sie daran zu Grunde geht."

Der Ton voller Ueberzeugung, mit dem diese Worte gesprochen wurden, machte auf Martin einen vernichtenden Eindruck. Das an sich schon hagere und leidende Antlitz wurde noch fahler, und aus seiner gequälten Brust drang es wie ein Stöhnen. Ein Krampf zog secundenlang sein Herz zusammen, so daß er in entsetzlicher Athemnoth ans Fenster eilte, denn ihm war, als müsse er ersticken.

Besorgt betrachtete ihn der Hofrath. Der Mann war zweifellos krank, sehr krank sogar, aber um so größer erschien ihm die Ungerechtigkeit, daß Senzi ihm geopfert werden sollte. Er nahm sich vor, so schonend als möglich, aber doch auf jeden Fall, eine Frist für sie zu erreichen.

Inzwischen hatte er Martin aus seiner, in einem Wandschränkchen befindlichen Hausapotheke lindernde Tropfen gegeben und den Erschöpften genöthigt, in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen. Vorläufig schien es ihm als Arzt geboten, weitere Disputationen zu verschieben, um den leidenden Mann nicht noch mehr zu erregen. Jedenfalls war es richtiger, sich nun erst um Senzi und seine Gäste zu bekümmern.

Als er auf seine Frage vom Diener hörte, daß Bernhard noch bei Senzi war, dachte er, daß ein Dritter in dieser Stunde jedenfalls sehr überflüssig sei, und so überließ er die Beiden sich selbst und begab sich in den Salon, wo Clärchen und Bernhard's Freund und Trauzeuge, Dr. Brück, aufs Höchste verwundert über das Verschwinden des Bräutigams und die unmotivirte Abwesenheit der Braut sich die Zeit und die Neugierde vertrieben, so gut es eben ging. Der Hofrath übernahm es, sie von der veränderten Sachlage in Kenntniß zu setzen, und dann redeten und berathschlagten sie hin und her, ohne doch zu einer festen Ansicht zu kommen. Dr. Brück war ein aufrichtiger Freund Bernhard's, und daher ebenso bestürzt wie beunruhigt über das Mißgeschick, das diesen betroffen, und über die Folgen, die es hervorrief.

Clärchen schien die Erregteste von Allen; aber ganz im Geheimen empfand sie eine fast triumphirende Befriedigung über diese ungeahnte Wendung. Sie hatte Senzi sehr beneidet; jetzt hatte sie dies nicht mehr nöthig.

Die Zeit, die Martin Auer allein im Zimmer des Hofraths verbrachte, erschien ihm endlos lang. Die tiefe Stille im Hause wurde nur von dem Pfeifen des Windes unterbrochen, der ab und zu an den Fenstern rüttelte, und einmal kam ein Mädchen herein und deckte geräuschlos einen kleinen Tisch, den es vor Martin's Sessel schob.

„Der Herr Hofrath läßt bitten, daß Sie sich bedienen", sagte sie, nachdem sie Speisen und eine Flasche Wein zurecht gestellt hatte. Ihr keckes Stumpfnäschen schob sich verwundert in die Höhe über den geistesabwesenden Blick, mit dem Martin ihre Aufforderung beantwortete.

„Der muß nicht ganz richtig im Kopfe sein", sagte sie in der Küche. „Merkwürdig, daß der Herr Hofrath „so Einen" in seinem eigenen Zimmer bewirthet."

Es gab überhaupt viel zu flüstern und zu staunen im Reich der Küche. Die Köchin war in Verzweiflung, denn das Diner drohte zu verderben. Niemand schien Verlangen darnach zu haben. Es war etwas nicht richtig im Hause, so viel war gewiß, und der Diener behauptete mit imponirender Sicherheit, daß der Fremde der Ueberbringer einer Unglücksbotschaft gewesen sei. Nun, es mußte sich ja bald herausstellen.

Höchstens vierzig Minuten waren vergangen, aber Martin däuchten sie so viel Stunden. Eine quälende, sich immer mehr steigernde Unruhe erfüllte ihn. Heute lockte ihn der Duft der Speisen nicht, trotzdem er den ganzen Tag über nichts gegessen hatte, im Gegentheil, er war ihm unangenehm. Um keinen Preis hätte er etwas davon berühren mögen, nur ein Glas Wein stürzte er hastig und gierig hinunter, um das Gefühl des Elends und der Schwäche, das überwältigend in ihm emporstieg, zu besiegen.

Immer unerträglicher däuchte ihm dieses schreckliche Alleinsein. Eine fiebernde Angst folterte ihn. Unablässig schritt er auf dem weichen Teppich auf und ab. Ihm war, als müsse er irgend etwas thun und unternehmen, um die erdrückende Last von seiner Brust abzuwälzen, als müsse er wahnsinnig werden durch den grellen Strahl der Erkenntniß, der durch des Hofraths Worte in ihm geweckt worden.

„Ich weiß, daß Senzi mit Ihnen geht, aber ebenso sicher ist es, daß sie daran zu Grunde geht", so hatte der Hofrath gesagt, und diese Worte, deren Wahrheit Martin nur zu tief empfand, brannten in seiner Seele wie ein tödtliches Gift.

Vorbei war es mit seinem Trotze auf sein gutes Recht. Um diesen Preis war es zu theuer bezahlt. Jeder Rest von Hoffnung und Illusion schrumpfte kläglich zusammen, und er sah nur noch die rauhe, öde, trostlose Wirklichkeit.

„Der Hofrath hat Recht, um meinetwillen wird Senzi's Leben zerstört und vernichtet; ich bin es, der sie elend und unglücklich macht", sagte er verzweiflungsvoll vor sich hin. „Wie verblendet war ich, zu hoffen, daß die Bande, die uns verbunden, stärker sind, als die Liebe, die sie zu Jenem zieht. Damals opferte sie sich für ihn; heute opfert sie sich vielleicht um meinetwillen, aus Mitleid und Pflichtgefühl. Aber schon dieser Gedanke ist unerträglich! Doch noch ist es Zeit, noch kann ich gut machen, was ich schuldlos verschuldet, und ich will es, so wahr mir Gott helfe. Es bleibt kein anderer Weg als eine Scheidung. Ich kann mein Leben nicht freiwillig enden. Sie sagen, Selbstmord sei Feigheit, und doch fände ich nicht den Muth zu solcher Feigheit. Und dann, es würde auch für immer zum Stachel für sie werden. Nein, nein, das thue ich ihr nicht an, das wäre keine Wohlthat, sondern eine Rache. Gott wird barmherzig sein und mich auch so bald erlösen."

Erschöpft sank er in einen Stuhl. Ihn fröstelte und ein Fieberschauer schüttelte ihn. Er trank ein zweites Glas Wein, und die Wärme, die ihn darnach durchströmte, belebte ihn wieder. Plötzlich fiel ihm ein, daß Senzi katholisch war, und daß eine Scheidung von ihm ihr doch keine neue Heirath erlaubte. Das erschreckte ihn aufs Neue; doch er hatte schon öfters von besonderem Dispens gehört, das würde hier sicher auch gehen. Die Umstände befürworteten dies, und dann — sie war ja jetzt die Tochter des Hofraths, und mit Geld war Vieles zu erreichen.

Ja, so ging es: morgen früh wollte er weiter gehen. Irgend wo würde er schon ein Plätzchen finden. Er wollte sich keiner Arbeit schämen, und sein tägliches Brod konnte er schon noch verdienen.

Aber Senzi sollte es nun auch gleich erfahren. Keine Minute länger wollte er sie in Kummer und Zweifel lassen. Ein einziges Mal noch wollte er in ihr geliebtes Antlitz sehen, er wollte ihr zeigen, daß er stark und fest, ohne Groll und als Freund von ihr scheide, und ihr künftiges Glück sollte die Belohnung für seine Entsagung sein.

Es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn hinaus, um Senzi zu suchen. Er dachte nicht mehr an die Anderen und an das Peinliche, das sein Erscheinen möglicher Weise hervorrufen konnte. Nur hin zu ihr, sie erlösen von ihrer Qual, um jeden Preis. Dort war die Thür, durch die er vorhin bei Senzi eingetreten; vielleicht war sie noch da; er wollte es versuchen. Lauschend blieb er stehen. Ihm war es, als höre er ihre Stimme, abgebrochen, flüsternd, fremd und doch vertraut. Leise öffnete er die Thür. Hinter den schweren, mit Seide gefütterten Plüschportièren blieb er stehen, und sein Auge sog sich fest an dem Bilde, das sich ihm bot.

SLUB
Wir führen Wissen.